

# Berggeist.

## Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Nro. 34.

Oravicza, den 21. Juli 1895.

1. Jahrgang.

### Natalie.

Roman v. B. Corony.  
(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Natalie wollte den kleinen Walter nicht ängstigen und kam daher immer seltener. Bernau fand sie nicht mehr seiner harrend. An Stelle der stürmischen Zärtlichkeit war ein kühles abweisendes Betragen getreten und dennoch rief ihr Herz noch immer so sehnsüchtig nach ihm, wie früher, dennoch fühlte sie sich furchtbar allein in dem rauschenden Gewoge der Welt.

Auch Annas schwer errungener Friede war gestört. Wenn sie an Natalie zurückdachte, konnte sie einer bangen, süßschmerzlichen Empfindung nicht wehren.

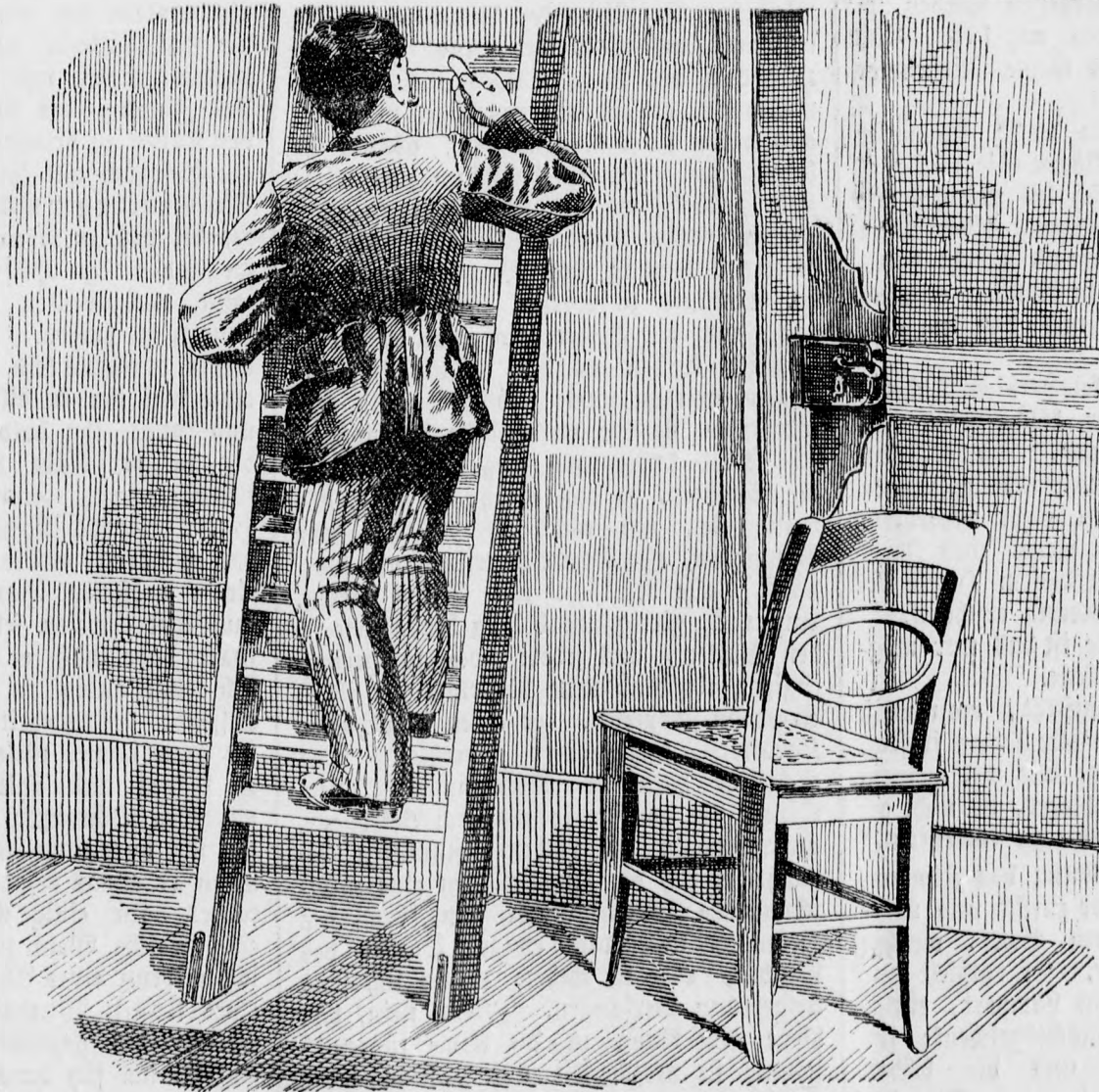
— So war das Opfer, welches sie dem Geliebten brachte, nutzlos gewesen. Er verdankte ihm nicht das erhoffte Glück. Sein Leben glich an Debe und Freudlosigkeit dem ihren, aber sie mußte jetzt, daß er sie doch wahrhaft geliebt hatte, wenn ihn auch der Rausch einer schnell aufflackernden Leidenschaft täuschte. Vielleicht hätte sie besser gethan, den Ring damals nicht abzustreifen. Doch nun

war es zu spät, diesen raschen Entschluß zu beklagen.

Monate gingen vorüber und plötzlich entstand ein Gerücht, welches weiter verbreitet wurde, ohne daß man den eigentlichen Urheber desselben kannte. Es hieß

seine Hand anbieten werde. Es fehlte nicht an gehässigen Zusätzen, man wollte schon bei Lebzeiten der Frau von Lampert Dieses und Jenes bemerkt haben, nannte das Mädchen eine Intrigantinnen und bedauerte die jugendlichen Töchter. Die

einzigste, welche, ganz in ihren Pflichteifer versenkt, nicht einmal ahnte, daß die Verleumdung ihre vergifteten Pfeile auf sie abdrückte, war Anna, wohl aber begann sie nach und nach zu bemerken, daß ihr namentlich diejenigen Personen, welche der Baronin von Hübner näher standen, mit einer gewissen Zurückhaltung begegneten und daß selbst die beiden Mädchen, insbesondere Walpurga, ihr nicht mehr so zugezogen waren wie einst. Letztere, leicht zu beeinflussen, zeigte ihr sogar eine ganz unverhüllte Abneigung und schloß sich immer inniger der Großmutter an, während Olga auch zuweilen mit scheuen und furchtsamen Augen zu ihr aufsaß und die frühere Zutraulichkeit ganz verloren zu haben



Natalie. Er holte die Leiter und fing an alle vier Wände mittelst Kreidestrichen in Felder einzutheilen.

allgemein, die junge Erzieherin habe es trefflich verstanden, ihre Anwesenheit in dem Hause des Staatsanwaltes zu benutzen. Es sei ihr gelungen, den alternden Mann so zu umstricken, daß er ihr wahrscheinlich nach Ablauf des Trauerjahres

schien. Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, man entfremdete ihr die jungen Herzen gewaltsam und sie glaubte zu errathen, daß die Baronin in erster Linie dafür verantwortlich zu machen sei.

In der zweiten Hälfte des Dezember mußte Herr von Lampert nach B . . . . reisen, hoffte aber zu den Festtagen wieder zurück zu sein. Eines Abends, als Frau von Hübner mit ihrer älteren Enkelin von der Spazierfahrt nach Hause kam, wurde eben ein Brief gebracht. „Von Papa!“ jubelte Walpurga und griff danach. „An Fräulein Olpen!“ fügte sie aber gleich enttäuscht hinzu, nachdem sie die Adresse gelesen hatte.

Die Baronin nahm das Schreiben und reichte es einem Diener, dann forderte sie das Mädchen auf, ihr zu folgen.

Als Anna später in Walpurgas Zimmer trat, fand sie diese in Thränen und erkundigte sich in liebevollster Weise um den Grund ihrer Betrübniß. Des trostigen Schweigens ungeachtet kam sie näher, legte den Arm um die Schultern der Weinenden, die aufspringen und fortreiben wollte und fragte: „Was haben Sie gegen mich, liebes Kind? Ich meine es ja so gut und glaubte, Sie hätten mich ebenfalls lieb gewonnen.“

„Das hatte ich auch, aber nun ist es vorbei!“

„Weßhalb?“

„Weil ich Niemand an dem Platze dulden will, der früher meiner Mutter gehörte. Sie soll nicht vergessen werden um Thretwillen. Sie waren mir lieb — ich gebe es zu — aber als meine Stiefmutter würde ich sie hassen!“

„Was sprechen Sie da?“ stammelte die Ueberraschte. „Erklären Sie mir —“

Das Mädchen riß sich los und stürmte fort. In tiefster Bestürzung blieb Anna zurück. Als sie sich etwas gefaßt hatte, schritt sie zu der Baronin hinüber, erzählte was vorgefallen war und bat um eine Erklärung.

„Walpurgas Hestigkeit verdient Tadel,“ sagte Frau von Hübner kühl. „Es war ihre Pflicht, zu schweigen. Da es nun doch einmal zu einer Aussprache gekommen ist, so kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß man sich mehr mit ihnen und Ihrer zukünftigen Stellung in diesem Hause beschäftigt, als wünschenswerth erscheint.“

„Mein Gott — wie ist das nur möglich?“ rief die Erschröckene.

„Solches Gerede entsteht, man weiß nicht wie,“ erwiderte die alte Dame frostig, „aber der Umstand, daß Sie mit meinem Schwiegersohn korrespondieren, ist nicht geeignet, derartige Gerüchte zu entkräften.“

Schweigend verließ Anna das Zimmer, kehrte aber sofort wieder zurück und überreichte der Baronin den Brief, welcher vorhin angekommen war. Er enthielt nur die Bitte des Herrn von Lampert, einige näher bezeichnete Weihnachtsgeschenke für seine Schwiegermutter und die beiden Töchter zu besorgen, da der Tag der Heimkunft sich vorläufig noch nicht bestimmen lasse.

Frau von Hübner gab ihr das Schreiben wieder und entschuldigte sich in kühl höflicher Weise. Sie schien erstaunt und versuchte der Form wegen einige Einwendungen, als Anna den Wunsch äußerte, zu den Eltern zurückkehren zu dürfen.

Diese ließ sich jedoch nicht wankend machen, denn sie wußte, es würde eine tödtliche Kränkung für den Vater sein, sollte auch nur der Schatten eines Vorwurfs auf sie fallen. Zudem fühlte sie sich überflüssig. Frau Olpen, deren einst so blühende Gesundheit in letzter Zeit schwankend geworden, sehnte sich auch nach der langentbehrten Tochter und Gertrud behauptete: die Last des Haushaltes werde ihr zu schwer. So beschloß Anna bei den Ihrigen zu bleiben, so lange diese ihrer bedurften und bis sie selbst einen neuen Wirkungskreis gefunden habe.

Natalie begrüßte die Nachricht: das Mädchen befinde sich nicht mehr in der Familie des Staatsanwaltes, erst mit Freude. Es schien ihr, als läge die Gefahr einer Wiederbegegnung mit Bernau nicht mehr so nahe, als müsse es ein Leichtes sein, Zweifel und Mißtrauen in ihm zu erwecken, und sie begann daher zu wiederholen, was man sich da und dort erzählte. Als er jedoch allen derartigen Andeutungen mit größter Entschiedenheit entgegentrat und ihr endlich ausdrücklich verbot, den Namen „Olpen“ zu nennen, da erfaßte der Argwohn sie mit furchtbarer Gewalt. Wilde Eifersucht nagte wie ein giftiger Wurm an dem Herzen des schönen Weibes. Der Gedanke: Anna sei in dem einsamen, außerhalb der Stadt gelegenen Häuschen des Kanzleirathes viel weniger überwacht, als in den prächtigen Räumen, aus denen sie nun geschieden, gönnte ihr keine Ruhe. Natalie dachte an jene selige Zeit zurück, wo sie selbst Bernau ihrer harrend fand, wenn sie allabendlich die düstere Wohnung des Wucherers verließ, um Einkäufe zu machen. Sie malte sich aus, wie die Weiden sich nun ebenfalls heimlich treffen würden. Diese Vorstellungen wurden immer lebhafter und umschwirrten sie wie unheimliche Nachtvögel. Ihr Blut lockte und stieg hämmern in die Schläfen, so daß es ihr oft war, als müsse sie, um nicht zu vergehen vor Bangigkeit, alle Bande zerreißen, alle Vernunft, alle Rücksicht mit Füßen treten. Angstvoll, gierig, unablässig beobachtete sie den Gatten, aus jedem noch so geringfügigen Umstand neue Nahrung für ihren Argwohn schöpfend, der einen krankhaften Charakter anzunehmen drohte. Das Schicksal hatte es übernommen, Anna Olpen, die von ihr so grausam Betrogene, unbarmherzig zu rächen. Zuweilen bemächtigte sich der Unglücklichen eine unbeschreibliche Todessehnsucht, ein förmliches Heimweh nach dem ewigen Dunkel des Grabes, aber sie wehrte diesem sich stets steigern den Verlangen. „Nein, nein, das hieße ihm Anna in die Arme führen!“ stöhnte sie verzweifelt auf. „Das hieße ihr hingeben, was mein ist — den Gatten — das Kind — Alles, Alles!“ und so schleppte sie das Leben weiter, von Tag zu Tag elender werdend und hoffnungslos in die trostlose Dede der Zukunft blickend.

Da trat einst zu ungewohnter Stunde die Mutter bei ihr ein. Sie schien sehr erregt.

„Hermann schreibt mir: Karl Hallmeyer sei bei ihm gewesen und habe sich doch nun bereit erklärt, hierher zu kommen und unsere Angelegenheit in die Hand zu nehmen,“ begann sie.

„Ist es möglich?“ rief Natalie.

„Er will den Sohn zur ferneren Ausbildung auf einige Jahre nach Italien schicken.“

„Ich bin zu jedem Opfer bereit. Mag er noch so hohe Ansprüche machen, sie sollen erfüllt werden,“ sagte die junge Frau lebhaft. „O daß es ihm gelänge, die rechte Spur zu finden! Daß wir endlich von dem Fluche befreit würden! Wie stolz wollte ich dann denen entgegen treten, die mich jetzt wie eine Verfehmte meiden! — Und Rudolph! — Sein Mißtrauen schwände auch vielleicht. Er müßte sich nicht mehr meiner schämen. — Wir wollen sogleich ein Telegramm absenden, daß Alles bewilligt ist, daß er sofort abreisen soll.“

Es geschah, und am nächsten Abend schon traf Karl Hallmeyer ein und zog in das düstere Haus.

XXXIX.

Niemand kannte den Geheimpolizisten oder wußte, zu welchem Zwecke er gekommen war. Man hielt ihn für einen Verwandten der einsamen Wittwe; selbst die Haushälterin wurde nicht ins Vertrauen gezogen, wenn sie aber des Morgens das Zimmer des Gastes betrat, um ihm den Kaffee zu bringen, so knüpfte er immer ein Gespräch mit ihr an und die rebselige Alte bemerkte gar nicht, daß sie ausgeforscht wurde, daß er ihrem schwachen Gedächtniß hie und da zu Hilfe kam und sie veranlaßte, nachzudenken und in ihren Erinnerungen zu suchen. Uebrigens führte Hallmeyer durchaus kein zurückgezogenes Leben, man traf ihn in allen öffentlichen Lokalen und kannte ihn bald in allen Geschäften, die in der Nähe der S . . . straße zu finden waren. Freilich nannte er sich in S . . . einfach Meyer und erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er bisher in einem größeren Handlungs Hause Berlins angestellt gewesen sei, jetzt aber soviel gespart habe, daß er daran denken könne, sich selbstständig zu machen, sobald eine passende Gelegenheit in Aussicht komme. Er hatte immer vielerlei zu erzählen und zu fragen und galt bald für einen gutmüthigen Schwärmer und Neuigkeitskrämer, der sich auch zuweilen freigebig zeigte und wenn er etwas besonders Interessantes erfahren hatte, einige Gläser Bier oder sogar eine Flasche Wein zum Besten gab. So saß er denn eines Abends in der Gaststube eines kleinen Wirthshauses, als einer der Wärter des gegenüberliegenden Hospitals eintrat, um sich durch einen Trunk zu erquickten.

„Ich weiß was Neues, aber ich kann mich nicht lange aufhalten!“ rief er Hallmeyer zu.

„Man trinkt gerade so schnell sitzend als stehend und auf ein paar Minuten wird es nicht antommen,“ meinte dieser, einen Stuhl zurecht rücken. „Was giebt's denn, Herr Bauer?“

„Zu uns brachte heut ein Bahnarbeiter einen Mann, der weit hergekommen ist, einen halben Bettler, krank und elend und der fragte — rathen Sie 'mal: nach was?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Nach der Benten-Stiftung. Dort wollte er aufgenommen sein.“

„Benten-Stiftung? — Existiert denn hier eine solche?“

„Kein Gedanke daran!“

„Dann hat man sich jedenfalls unterwegs einen Scherz mit dem armen Teufel erlaubt.“

„Das sagte ihm der Arbeiter auch. Der Fremde beharrte aber darauf: es müsse eine Benten-Stiftung geben, er wisse das ganz genau. Dann zog er ein altes, abgegriffenes Notizbuch heraus, in welches er sich seinerzeit wohl Daten gemerkt hatte, und nun kommt das Sonderbarste, was Sie auch interessieren wird, denn es handelt sich um Alfeld, in dessen Hause Sie jetzt wohnen.“

„Um Alfeld? — Nur weiter! Kellner, noch zwei Glas Bier!“

„Ja. Er behauptete, den verstorbenen Benten und Alfeld gekannt zu haben und zu wissen, daß Ersterer in Südamerika ein neues Testament verfaßte, in welchem er sein gesamtes Hab und Gut zur Hälfte für die Kirche und zur Hälfte für eine wohltätige Anstalt bestimmte, die unter dem Titel „Benten-Stiftung“ in seiner Heimath H . . . ins Leben gerufen werden sollte und erwerbsunfähigen Männern und Frauen Aufnahme gewähre.“

„Aber davon hat ja Niemand etwas gehört!“

„Natürlich nicht.“

„Was sagte der Mann dann weiter?“

„Als ihm endlich mit vieler Mühe klar gelegt wurde, daß es hier niemals eine derartige Stiftung gegeben habe, brach er förmlich zusammen, schwakte allerlei konfuse Zeug von einem Missionar, der um die ganze Sache wisse und mußte endlich nach dem Krankenhaus gebracht werden, wo er jetzt liegt.“

„Wie kommt er nur auf solche Ideen?“

„Wer weiß, was ihm Dieser oder Jener einmal vorgeredet hat.“

„Hören Sie — könnte ich den Mann nicht sprechen? Das wäre doch eine kleine Abwechslung. 's ist auch gar zu langweilig in unserem H . . . Wenn er übrigens so arm und hilflos ist wie Sie sagen, soll es mir auf eine Unterstützung nicht ankommen.“

„Heute geht es nicht mehr. Sie müssen sich morgen melden.“

„Wie heißt er denn?“

„Jakob Koch.“

„Schön! — Ich möchte doch das Gefasel selber hören.“

„Gute Nacht, Herr Meyer!“

„Gute Nacht!“

Der Geheimpolizist kehrte nach Hause zurück. Marianne erwartete ihn, wie allabendlich.

„Noch nichts erfahren?“ fragte sie.

„Nichts, was auf die verschwundene Brieftasche Bezug hat, aber etwas anderes,

das mir zu denken giebt,“ ermiederte er und theilte ihr hierauf seine Unterredung mit dem Krankenwärter mit.

„Von einem Missionar hat der Fremde gesprochen?“

„Ja.“

Sie stand auf, ging zu ihrem Schrank, brachte das alte Gebetbuch und sagte, auf die Notiz deutend:

„Lesen Sie!“

„Seltsam!“ rief Hallmeyer aus. „In dem Blockhaus des Mathias Greiner — Christian Laarsen, Missionar — was hat das zu bedeuten?“

„Vielleicht eine andere Schändlichkeit Alfelds. Sie müssen die Wahrheit zu ergründen suchen.“

„Aber wenn den verworrenen Behauptungen des Mannes Thatsächliches zu Grunde läge, was ich allerdings bezweifle, so könnte sich möglicherweise herausstellen, daß Ihre Frau Tochter gar kein Recht an das Erbe hat.“

„Was liegt daran?“ rief Marianne.

„Und wenn uns kein Pfennig von dem fluchbeladenen Gelde bliebe, nichts was Alfeld betrifft, soll verschwiegen werden! An das Tageslicht mit allen seinen im Finstern schleichenen Schurkereien!“

„Wollen Sie mir das Buch überlassen?“

„Hier ist es!“

Am nächsten Morgen begab sich Hallmeyer in das Krankenhaus und verlangte, zu Jakob Koch geführt zu werden, indem er vorgab, der Szene auf dem Bahnhof beigewohnt zu haben und sich des Mannes, der ganz mittellos scheinete, annehmen zu wollen. Man ermiederte ihn, derselbe sei im Verlaufe der Nacht bedeutend kränker geworden und sein Bewußtsein fange bereits an, sich zu trüben. Dessenungeachtet bestand der Geheimpolizist auf seinem Willen. Man geleitete ihn zu dem Fremden. Dieser war ein alter Mann mit eingefallenen Wangen, tiefstehenden, feberglühenden Augen und struppigem grauem Haar. Mehr noch als die Jahre schienen Mangel und Elend tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben zu haben. Hallmeyer richtete einige theilnehmende Fragen an ihn, die aber unbeantwortet blieben; da beugte er sich zu dem Kranken herab und sagte mit halblauter Stimme:

„Ich komme wegen der Benten-Stiftung. Ihr erinnert Euch doch?“

Diese Worte übten eine elektrisierende Wirkung auf Koch aus und rüttelten ihn auf aus seinem apathischen Zustande.

„Sie wollen ja Alle nichts davon wissen,“ lallte er mit schwerer Zunge.

Die Wärterin hatte sich zurückgezogen und in unmittelbarer Nähe befand sich kein anderes Bett, so daß die beiden sprechen konnten, ohne belauscht zu werden.

„Ich bin deshalb da,“ fuhr Hallmeyer fort. „Sie wollen Benten und Alfeld gekannt haben?“

„Ja!“

„Wo?“

„In Südamerika.“

„In welcher Beziehung standen Sie denn da zu ihnen?“

„Ich war einer — von den — drei Testamentszeugen.“

„Wer machte ein Testament?“

„Benten — im Blockhaus.“

„Wer waren die beiden anderen Zeugen?“

„Ich erinnere mich nicht mehr —“

„Besinnen Sie sich, es hängt viel davon ab.“

Die Kräfte des Kranken erschöpften sich sichtlich. Nach längerem Schweigen stammelte er:

„Der Missionar! — Wie hieß er doch? — Ich hab' es eingeschrieben —“

„Hallmeyer zog das alte Gebetbuch hervor, öffnete es und zeigte ihm die Notiz.“

„Christian Laarsen! — Ja — jetzt ist mir alles wieder klar. — Christian Laarsen — Mathias Greiner und ich. — Es war ein Noth-Testament.“

„Was ist damit geschehen?“

„Der Missionar nahm es mit sich — um es dem deutschen Konsul zu übergeben. Der sollte es dann an die Gerichtsbehörde in H . . . befördern.“

„Und Laarsen hat es wirklich nach D . . . gebracht?“

„Ja. Er blieb bei Benten, bis dieser starb, dann segnete er die Leiche und zog weiter.“

„Aber Alfeld? — Können Sie sich nicht besinnen, wie er sich bei dieser Gelegenheit benahm? Er muß doch außer sich gewesen sein. Versuchte er nicht den Entschluß des Sterbenden zu bekämpfen?“

„Er wußte ja von nichts. — Benten hatte eine lange Unterredung mit dem Missionar — ganz allein — dann rief uns dieser — mich und den Greiner — als Alfeld eben mit seiner Flinte draußen herumschweifte — er hielt es in dem engen Blockhaus — immer nicht lange aus.“

„Was geschah dann weiter?“

„Laarsen erklärte uns mit kurzen Worten, was ein Noth-Testament eigentlich sei — daß der alte Herr seinen Neffen von einer schlechten Seite kennen gelernt und ihn deshalb enterben wollte. — Dann verlas er die Bestimmungen — Herr Gott — was für ein Vermögen! — Die eine Hälfte für die Kirche — die andere für den Bau der Benten-Stiftung in H . . . Wir mußten unser Ehrenwort geben, gegen Alfeld zu schweigen.“

„Weiter!“

„Ich weiß nicht mehr viel. — Als Benten gestorben war, sollte die Leiche wieder an die Seelüste zurückgebracht und dort begraben werden. So hatte er es bestimmt. Aber das Zugpferd des Mathias war gestürzt und lahnte und der schwere Wagen hätte auch erst in Stand gesetzt werden müssen. Ich und Greiner wir waren es ja gewöhnt, mit der Büchse über der Schulter und der Axt an der Seite die weitesten und mühevollsten Märsche durch den Wald zu unternehmen. Ungefähr drei Wegstunden von dem Blockhaus entfernt befand sich eine größere Kolonie. Dorthin wollte der Missionar wandern. Er zweifelte nicht, daß man ihn von da mittelst eines

Fuhrwerks nach D . . . befördern würde. Alfeld begleitete ihn, in der Absicht, ebenfalls diese Kolonie aufzusuchen um Wagen und Pferde zu leihen, behufs Fortschaffung des Verstorbenen."

"Und?"

"Es gelang ihm auch."

"Aber Laarsen?"

"Der hatte ihn unterwegs schon verlassen und sich einem Trupp Einwanderer angeschlossen."

"So — so. — Was geschah denn nun?"

"Das gemeinschaftliche Wirthschaften in dem Blockhause des Mathias hatte ich satt. Damals noch ein junger, kräftiger Mann, wollte ich mein Glück allein versuchen. Das war lange schon beschlossene Sache. So trennten wir uns einige Tage nach dem Tode Bentens und ich erwarb eine kleine Farm."

"Sie sind ein Deutscher?"

"Ja. — Ich war ausgewandert. —

Die Farm wurde später von einer Indianerhorde überfallen, geplündert und zerstört. Ich mußte froh sein, daß es mir gelang, mein Leben zu retten. — Nun versuchte ich halb dies, halb das — und ließ es an Fleisch nicht fehlen — konnt' es aber zu nichts bringen. — Die Jahre zogen vorüber — ich war alt und arbeitsunfähig geworden — da sehnte ich mich nach der Heimath zurück. — Meine geringen Ersparnisse und einige Unterstützungen, die ich von Deutschen empfing, reichten für die Reise aus. Ich hatte beschlossen, nach S . . . zu kommen und in der Bentens-Stiftung um Aufnahme zu bitten."

Die letzten Worte erstarrten in fast unverständlichem Gemurmel.

Hallmeyer fragte noch um Verschiedenes, aber der Fremde verstand ihn nicht mehr. Er flüsterte nur abgerissene Sätze ohne Zusammenhang.

Einer der Aerzte trat heran. "Er wird schwerlich wieder zum Bewußtsein kommen," meinte er achselzuckend.

Der Geheimpolizist erhob sich. "Ich werde wieder nach dem Manne sehen," sagte er, legte Geld auf die Bettdecke und trat in tiefe Gedanken versunken den Heimweg an.

Marianne nahm seine Mittheilungen mit hohem Interesse auf.

"So hat Alfeld auch an Bentens schlecht gehandelt," sagte sie düster. "Was für ein Abgrund von Schlechtigkeit muß seine Seele gewesen sein!"

Hallmeyer schrieb unverzüglich an das deutsche Konsulat in D . . .

Jacob Koch starb einige Tage später. Als die lang erwartete Antwort aus D . . . eintraf, brachte sie keinerlei Aufklärungen. Das erwähnte Testament war niemals dort deponiert worden. Man hatte nachgeschlagen, geforscht, Erkundigungen eingezogen, allein vergebens. Mathias Greiner besand sich laut Nachricht nicht mehr unter den Lebenden. Es galt also jetzt Näheres über Christian Laarsen zu erfahren. Bei verschiedenen Missionsvereinen wurde angefragt und endlich kam von einem derselben ein Schreiben des Inhaltes:

man erinnere sich des jungen Priesters sehr wohl, der vor mehr als 30 Jahren nach Südamerika zog. Dort hätten sich die Missionare getrennt, um nach verschiedenen Richtungen zu wandern und überall das Licht des Glaubens zu verbreiten. Christian Laarsen müsse aber ein Opfer seines frommen Eifers geworden sein, man habe nie wieder Nachrichten von ihm empfangen und er sei verschollen geblieben.

So schwand denn die Hoffnung, dieses Geheimniß zu enthüllen und Hallmeyers ganze Aufmerksamkeit wandte sich jetzt wieder dem andern Räthsel zu. Er unterließ nicht, die Haushälterin einem wahren Kreuzfeuer von Fragen zu unterwerfen. Ihr, die nur an das rauhe, unfreundliche Betragen Alfelds und an das finstere Schweigen Marianners gewöhnt war, schmeichelte diese Leutseligkeit, wie sie es nannte.

"Sie sind eine kluge Frau und der Verstorbene muß Sie hochgeschätzt haben," sagte der Geheimpolizist, als sie ihm eines Tages den Kaffee einschänkte und zierliche Butterbröckchen strich.

"Ach Du lieber Himmel, Herr Meyer — damit hatte es seine guten Wege", erwiderte sie kopfschüttelnd. "Ja, wenn er Ihr Gemüth besessen hätte — aber so — man konnte ihm ja nichts recht machen. Gott lasse ihn in Frieden ruhen — aber eine Freude war's nicht, ihm zu dienen."

"Wenigstens ehrte er Sie durch sein vollstes Vertrauen und das will bei einem so argwöhnischen Manne viel bedeuten."

"Vertrauen? — Je nun, wie man's nimmt. Was man nicht erfahren sollte, das verstand er schon geheim zu halten."

"Sie konnten ja jederzeit, sogar zur Nacht in sein Zimmer treten."

"Während der Nacht wohl; das war seines schlechten Gesundheitszustandes wegen nöthig. Aber zuweilen schloß er sich stundenlang in die Schlafstube ein und dann öffnete er auch auf das anhaltendste Klopfen nicht. Ich dachte mir oft, dazu müsse er seine guten Gründe haben."

"Wie meinen Sie das?" Herr Hallmeyer stellte sich abichtlich etwas einfältig.

"Nun, mein Gott — ich mag mich ja irren, aber ich sagte immer zu meinem seligen Bernhard: Paß' auf, da drinnen giebt's was, was Keiner wissen soll. Das geht keinesfalls mit rechten Dingen zu."

"Ja, an scharfem Verstand fehlt es Ihnen nicht," bemerkte er die Tasse leerend.

Katharina räumte den Frühstückstisch ab und entfernte sich. Hallmeyer aber suchte die Schlafstube auf und verweilte dort lange Zeit. Allerdings hatte er schon oft hier und in der anstoßenden dunklen Kammer gesucht ohne etwas zu finden, allein bisher doch sein Augenmerk auf jene Räume gerichtet, welche bei Alfelds Lebzeiten leer standen, von der Ansicht ausgehend, wenn der Wucherer wirklich die Briestafche verborgen gehalten habe, so müsse sie ohne Zweifel dort versteckt sein, wo fast nie Jemand hinkam. Heute unterzog er aber nochmals Alles einer genauen

Musterung und nach Verlauf mehrerer Stunden angestrenzter Arbeit sagte er sich, wenn es hier überhaupt ein Geheimniß giebt, so ist seine Spur vielleicht hinter diesen alten, ungleichmäßig überklebten Tapeten zu entdecken.

Er holte nun die Leiter und fing an alle vier Wände mittelst Kreidestrichen in Felber einzutheilen und sorgfältig abzuklopfen. Nach geraumer Zeit kam er fast unmittelbar unter der Decke an eine Stelle, die weich war und nachgab. Er heftete einen langen prüfenden Blick darauf, stieg wieder von der Leiter herab und klingelte. Die Haushälterin erschien und mit ihr zugleich Frau Volkmar. Beide konnten einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken, als sie die weißen Striche gewahrten.

"Sie sagten schon einmal, das Alfeld die schadhast gewordenen Tapeten immer selbst ausbesserte," wandte der Geheimpolizist sich an Katharina.

"So war's. Wo er ein paar Pfennige ersparen konnte, that er's."

"Wissen Sie zufällig, wann er sich mit dieser Stelle hier oben beschäftigte?"

"Ach, das ist gar lange her. Da hinter befindet sich eine ziemlich tiefe Wandnische, die überklebte er, gleich nachdem er dieses Haus bezog, mit Leinwand und darüber mit Tapete."

"Sind Sie dessen sicher?"

"Ich kochte ja selbst den Kleister."

"Dann ist es gut. Ich will Sie nicht länger aufhalten."

Als die alte Frau das Zimmer verlassen hatte, fragte Marianne zitternd vor Erregung: "Was bedeutet das?"

"Mir fällt es auf, daß sich gerade hier Spuren von gewöhnlichem Tischlerleim und nicht von Kleister zeigen. Ich glaube, daß die Tapete später nochmals abgelöst wurde, um den Nischenraum frei zu legen, und daß Alfeld sie dann wieder festklebte, indem er die Innenwände mit Leim bestrich."

Die Wittwe faßte seinen Arm mit beiden Händen.

"So meinen Sie, wir könnten hier die gestohlene Briestafche entdecken?" stieß sie athemlos hervor.

"Es wäre nicht unmöglich."

"Was stehen wir denn noch hier und verlieren Worte?" rief sie leidenschaftlich. "Schnell, schnell! Ueberzeugen wir uns! Die Rechtfertigung ließ ja so lange auf sich warten, jetzt soll Sie keine Sekunde länger hinausgeschoben werden. Von Haus zu Haus will ich eilen, Jedem, der mir entgegenkommt, es laut und jubelnd zurufen: Ernst Volkmar war schuldlos! Seht hier den Beweis! So zögern Sie doch nicht, rasch hinauf!"

"Nicht so hastig!" wandte Hallmeyer ein. "Gerade weil es sich um eine Ehrenrettung handelt, dürfen wir nichts außer Acht lassen. Alles muß vorläufig bleiben, wie es ist. Ich werde den Kriminalkommissar Hellmuth ersuchen, hierher zu kommen, und auch Sie können einige Ihnen bekannte Personen auffordern. Nur in Gegenwart von Zeugen soll die Nische geöffnet werden,

damit später Niemand behaupten kann, Sie hätten die Brieftasche doch noch unter dem Nachschlüssel ihres Gatten entdeckt. Finden wir wider Erwarten den Raum leer, so haben wir uns eben getrrt; darauf müssen wir es eben ankommen lassen.“

„Ja, Ihre Ansicht ist die Richtige. Aber in mir fiebert jeder Nerv. Gehen Sie gleich zum Kriminal-Kommissar. O, verlieren Sie keinen Augenblick. Ich sende zu meinen Kindern und dem Kanzleirath Olsen.“

„Nur Ruhe! — Noch wissen wir nichts. Die Enttäuschung wäre zu groß,“ warnte Hallmeyer.

Sie hörte nicht auf ihn. Die zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Erregung schien ihr jugendliche Kraft und Lebhaftigkeit wiedergegeben zu haben. —

Als Natalie ihrem Gatten den Brief ihrer Mutter gezeigt hatte, rief sie:

„Du mußt mitkommen! Jetzt erfüllt sich, was ich längst ahnte! Der Vater wird vielleicht gerechtfertigt. O, wenn das erreicht ist, dann beginnt auch für uns ein neues Leben! Laut hinausjubeln möchte ich es schon jetzt! Wie soll ich es nur fassen? Wie soll ich den Augenblick erwarten?“

„Der Himmel gebe, daß das Andenken des Verstorbenen wieder ein fleckenloses wird!“ sagte Rudolph. „Aber vorläufig handelt es sich nur um Vermuthungen. Ich sehe Dich in einem Gemüthszustand, der mich besorgt macht, wenn ich an die Möglichkeit eines Fehlschlages denke.“

„Nein nein, meine Beobachtungen täuschen mich nicht! Alles wird sich nun aufklären. Und dann wollen wir fort von hier. Nicht wahr, Du versprichst es mir? Nichts, was an die Vergangenheit erinnert, darf mehr zwischen uns stehen. Mir gehörst Du, mir allein! O sage, daß jeder Schatten schwinden wird, daß Du mich im Grunde Deines Herzens noch eben so liebst wie früher. Nenne mich eine eifersüchtige Thörin. Ich will Dir so gern glauben — so gern!“

Bernau sah seine Gattin mit einem eigenthümlichen Blick an, ergriff ihre Hand und sagte:

„Du mußt lernen ruhiger zu denken. Ueberschwängliches Glück wird die Zukunft uns vielleicht nicht mehr bringen, aber schön und friedlich kann sie sich dennoch gestalten, wenn Du es nur willst. Du bedarfst eines starken Armes, auf den Du Dich vertrauensvoll stützen kannst, eines Führers, der Dich allzeit sicher durch die wilde Brandung des Lebens leitet. An Schutz und treuer Fürsorge soll es Dir nicht fehlen. Ich meine es immer gut und ehrlich, Du bist mir werth und —“

Natalie riß ihre Hand aus der seinen. Mit hochwogender Brust und brennenden Wangen stand sie ihm gegenüber. Aus ihren Augen sprühte düstere Mut.

„Diese Worte klingen, als ob Du mich verhöhnen wolltest“, sagte sie dumpf. „Mit dem armseligen Almosen Deines Mitleids sollte ich mich begnügen, während die kostbarsten Schätze Deines Empfindens ihr gehören, die ich hasse wie kein anderes Weib

der Erde? Nein und tausendmal nein! Nicht einer Bettlerin gleich will ich darben am Wege stehen und es mit ansehen, wie ihr gegeben wird, wonach ich vergebens verzweifelt rufe. Ich will nicht neben Dir hergehen, während Deine Seele bei ihr weilt. Was Du mir bietest ist nur das Zerrbild dessen, was ich an Deiner Seite erhoffte, was ich ein Recht zu verlangen habe. Nicht Schutz und Frieden, die Hölle stellst Du mir in Aussicht. Wo ich einst jubelnd in den Strom feurigster Lust tauchte, kann mir ein halbgelerter Becher nicht genügen. Ich will Anna Olsen den Ruhm, ein unter sündigen Menschen wandelnder Engel zu sein, nicht bestreiten, aber kann Dich der kühle Heiligenschein, der ihr blondes Haupt umweht, für die Gluth meiner Liebe entschädigen?“

„Kein Wort weiter!“ rief Bernau streng. „Das Mädchen steht zu hoch, als daß man es zum Gegenstand eines ehelichen Zwistes machen dürfte.“

„Zu hoch?“ lachte Natalie gellend auf. „Da sollte ich mich wohl in Demuth neigen, das eigene Verderben mit offenen Augen sehen und ihm doch nicht entfliehen? Ich sollte wohl im Gefühle meiner Unwürdigkeit der Besseren, Edleren freiwillig weichen? — Das erwarte nicht! Und wenn sie vom Himmel herabgestiegen wäre, ich mache ihr nicht Platz. Mögen wir beide elend sein, mögen wir beide die Ketten dieser Ehe, die Last unseres Daseins täglich und stündlich verwünschen — ich bleibe! Aber treibe mich nicht zum Neuesten! Ich bin nicht gewöhnt um zu leiden und zu entsagen. Höre auf, mich anzublicken und zu mir zu sprechen, als wäre ich so schlecht, so verächtlich, so tief gesunken, daß ich es als unverdiente Gnade betrachten müßte, Deinen Namen tragen zu dürfen. Ich weiß nicht, welcher finstere Entschluß noch in mir entstehen könnte. Wenn ich sehe, wie Du Dich mehr und mehr von mir abwendest, so ergreift es mich wie Wahnsinn. Das kann und darf nicht so fortgehen. Es muß anders werden. Ich dulde es nicht länger!“

„Genug! Dieses unweibliche Toben bringt Dich meinem Herzen nicht näher.“

„Wie sollte es auch? Diejenige, mit welcher Du mich jetzt wieder in Gedanken vergleichst, gefällt sich darin die Sanftmuth und Gelassenheit zu verkörpern.“

Ein flüchtiges Klopfen unterbrach die unangenehme Scene, Robert trat ein.

„Ich bin also bereit, Dich zu Deiner Mutter zu begleiten“, wandte sich Bernau, nachdem er den Schwager kühl begrüßt hatte, an Natalie und verließ hierauf das Zimmer.

„Hat es wieder ein Ungewitter gegeben?“ fragte Boltmar lachend.

„Ich weiß nicht woher ich noch die Kraft nehme, weiter zu leben“, erwiderte sie mit heiserer Stimme.

„Thorheit! Gerade Du könntest in Lust und Freude schwelgen. — Aber wie ich schon sagte, Du nimmst Alles viel zu schwer.“

„Mag sein, daß ich es thue.“

„Freilich in dem langweiligen S... ist nicht viel anzufangen. Ich habe Dir die Nachricht zu überbringen, daß ich zum Regierungs-Referendar ernannt bin und demnächst nach W... abreisen werde. Mit Vergnügen wende ich unserm lebenswürdigen Krähwinkel den Rücken. — Warum siehst Du mich so erstaunt an?“

„Weil Du noch mit keinem Worte der wichtigen Vorgänge gedacht hast, die —“

„Ah — Du meinst die neuauftauchte Hoffnung hinsichtlich der verschwundenen Brieftasche?“

„Ja.“

„Nun, ich gestehe, daß ich der Anforderung, mich in das alte Haus zu begeben, nur ungern gehorche. Ich fürchte, wir werden nichts finden und uns somit heillos blamieren und zum Gelächter machen.“

„Ist das Alles, was Du zu sagen hast, während mich die Aufregung, die frohe Erwartung, unseren guten Namen wieder hergestellt zu sehen, fast tödtet?“

„Mein Gott, liebe Schwester, Du warst von jeher eine sanguinische Natur. Mein Kopf ist nun einmal kühler als der Deine.“

„Und Dein Herz wahrscheinlich auch“, bemerkte sie mit bitterem Spott.

„Es wird sich ja zeigen, wer wieder Recht behält“, entgegnete er, ein leichtes Sähen unierdrückend. „Du mußt übrigens jetzt an Deine Toilette denken. Da der Kriminal-Kommissar und die übrigen Herrschaften vielleicht unndthigerweise bemüht werden, wollen wir wenigstens durch Pünktlichkeit glänzen.“

XL.

Außer dem Kriminal-Kommissar Hellmuth, dem Rechtsanwalt Bernau mit seiner Frau und dem Referendar Robert Boltmar, hatten sich noch Kanzleirath Olsen, Hofrath Burgsdorf und der Notar Dr. Förster in dem alten Hause eingefunden. Hellmuth wandte sich jetzt an Hallmeyer mit den Worten:

„Ich hielt seinerzeit selbst hier Haus-suchung, bestätige aber, daß mir von dem Vorhandensein dieser Wandnische nichts bekannt war. Wir wollen sogleich zur Bloßlegung derselben schreiten.“

Marianne stand auf. Ihre Augen leuchteten übernatürlich. Die hohe Gestalt bebte. Jetzt, wo die Entscheidung da war, fühlte sie sich von einer wahren Todes-bangigkeit ergriffen. Wenn diese letzte und einzige Hoffnung schwinden würde? — Auch Nataliens fieberhafte Erregung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht. Todtenbleich und athemlos schmiegte sie sich an die Mutter, während Robert bemüht war, eine möglichst gleichgültige Miene anzunehmen.

Die Leiter wurde angelehnt. Hellmuth erstieg dieselbe und löste die Tapete nebst der darunter befindlichen Leinwand sorgfältig ab. In diesem Augenblicke größter Spannung herrschte tiefes Schweigen. Niemand wagte auch nur eine Bewegung zu machen. Da entnahm der Beamte dem Versteck eine umfangreiche Brieftasche und übergab sie dem einige Sprossen tiefer stehenden Hallmeyer, welcher nun herabstieg, den gefundenen Gegenstand vorzeigte und öffnete. Auf der

Innenseite befand sich die in den Aufrufen beschriebene Stickerel, und ein Fach mit besonderem Verschluss barg die 60,000 Mark in Kassenscheinen.

„Gerechtfertigt!“ rief Marianne. „Endlich ist die jahrelange Schmach von ihm genommen! — O Gott, diese überwältigende Borne giebt mir den verlorenen Glauben zurück.“

Sie sank auf die Kniee nieder zu einem frommen, inbrünstigen Gebet.

„Des Vaters Ehre wieder hergestellt!“ jubelte Natalie. „Wie beschämt müssen Diejenigen dastehen, die an ihm zu zweifeln wagten!“

„Diese Kiste ist noch nicht leer“, sagte der Kriminal-Kommissär, aus dem Verstecke einen großen, fünfseitig veriegelten Brief hervorholend. „Das Kubert, welches wichtige Dokumente zu umschließen scheint, trägt die Aufschrift: Nach meinem Tode sofort unter Zuziehung von Zeugen von dem Notar Dr. Förster zu eröffnen und zu verlesen Dietrich Alfeld.“ Herr Notar ich übergebe Ihnen dieses Schreiben und ersuche Sie, den Willen des Verstorbenen gemäß sogleich von dem Inhalt Kenntniß nehmen zu wollen.“

(Schluß folgt.)

## Die Gemeindekinder.

Originalnovelle von Gf. La Rosé.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kleine bekommt ihre Abendsuppe, diese ist sehr schlecht, kaum zu genießen, und obwohl ein schrecklicher Hunger sie martert, bringt sie die widrig schmeckende Suppe doch nicht über die Lippen. Als sie sich Nachts schlaflos hin und her wendet, da flüstert sie immer: „Willi, Willi“ vor sich hin; sie hebt sich auf und schaut auf das schlafende Weib. „Ich muß zu Dir, Willi!“ sagt sie halblaut. „Warum soll ich nicht? — Jetzt gleich, ich will.“ — Behutsam schiebt sie den Riegel des Fensters zurück, sie schaut herum, ob nicht wieder ein Kopf oder eine Schüssel am Fenster steht; ganz leise öffnet sie und schwingt sich rasch hinaus. Das Fenster ist ziemlich hoch, sie fällt und reißt sich dabei die Wunden frisch auf, daß sie stark bluten, aber sie achtet es nicht. Sie läuft bis zum Stege, dann links hinein, da geht neben der Schlucht ein kleiner Pfad. Sie hat nur das Hemd und ein kurzes fadenscheiniges Röschchen an, die Nachtluft ist kühl, aber sie fühlt es nicht. Sie tastet sich durch ein Gestrüpp, und jetzt hat sie richtig den Weg, der bis zum Schlosse führt, es ist ein schmaler, oft an steilen Abhängen sich vorüber windender Pfad. Unten rauscht ein Bach; wenn sie fällt, ist sie verloren, aber sie denkt nur an den Bruder. „Willi“ ist der Ruf, der sie treibt. Endlich schimmert die weiße Mauer des Schlosses durch die Bäume. Jetzt ist das Ziel erreicht. Ein frohes Lächeln umschwebt ihren Mund. „Da ist Willi!“ — ruft sie laut, — „und hier das Thor“ — aber ach! es ist verschlossen. „Willi!“ ruft sie nochmals. — Keine Antwort.

Es kommt ihr die Angst, den lauten Ruf möchte die Stapsner hören. Sie will warten bis zum Morgen und lauert sich glücklich, daß sie nur da ist, in die Ecke zwischen Wand und Thür. Sie fühlt eine große Müdigkeit, der Kopf sinkt an die Mauer — sie weiß nichts mehr.

Am Morgen öffnet der Hausmeister des Schlosses das Thor und prallt erschrocken zurück, als er ein halb nacktes, mit Blut besetztes Kind wie todt in der Ecke liegen sieht. Er richtet es empor und fragt das erwachende Mädchen, was es wolle.

„Willi, Willi!“ steht sie so bringend, daß dem Mann weich ums Herz wird.

„Bist Du seine Schwester aus dem Armenhause?“ fragt er mitleidig.

„Ja, Herr, zu Willi möcht' ich.“

„Ach Du armes, armes Kind. Komm, laß Dir das Blut abwaschen. Bist doch nicht die ganze Nacht dagelegen? Hast Du es so schlecht bei den Weibern? Ist eine Schande von der Gemeinde, daß sie Dich nicht besser untergebracht haben. Wenn sie Dich aber so quälen, daß Du es nicht mehr aushalten kannst, dann müssen sie Dich herausschun. Da sieh, Frau, blutig kommt bei der Nacht das Mädchen bis zu uns herauf, es ist dem jungen Wilhelm seine Schwester.“

„O Du mein Gott, wie sieht das Kind aus,“ ruft die Frau. „Schau nur, Franz, die Beulen und o Du barmherziger Himmel, was ist mit dem Arme? Habe ich es nicht gesagt, daß die bösen Weiber es zu Tode martern?“

Felice fühlt, daß sie einen Schutz gegen die Stapsner gefunden, aber ihr ganzes Sinnen ist der Bruder. Wo ist er fragt sie.

„Der,“ antwortete der Hausmeister, „ist mit der Herrschaft in die Stadt.“

„In die Stadt,“ wiederholte Felice, „ist das weit?“

„Natürlich, weit hinter den Bergen.“

„Laß Deine Wunden waschen, haben Dich die Weiber so geschlagen?“ fragt jammernd die Frau, die schaudert, als sie ihr den Arm verbindet.

„Haben sie das gethan?“ ruft der Hausmeister, „es wäre himmelschreiend. Haben sie Dich so geschlagen?“

Einen Moment schweigt das Kind. Lüge nicht, hat der Pfarrer befohlen. Wenn Sie aber lügt, kommt sie von den Weibern weg, denkt sie.

„Gewiß haben sie Dir verboten, es zu sagen,“ forschte die Hausmeisterin weiter.

„Ja“ kommt es rasch von den Lippen der Kleinen. Gestern hatte ihr auch die Pöcher gerathen, es Niemand zu sagen, daß die Stapsner sie schlägt, „denn die brächte Dich im Zorne um,“ schloß sie. Das war also keine Lüge, es war ihr ja verboten worden.

„Mir darfst Du es schon sagen,“ fährt die Hausmeisterin tröstend fort, „haben sie Dir,“ sie zeigt auf den verbundenen Arm, „das gethan?“

„Ja,“ haucht Felice. Es ist die erste Lüge, die über ihre Lippen kommt, sie fängt zu weinen an. „Wenn ich nur

bei Willi wäre,“ klagt sie, „er ließe mich nicht schlagen.“

„Mann, das kann man nicht so hingehen lassen, sie bringen ja das Kind um.“

Die Kleine wird mit Nahrung gestärkt. Die Hausmeisterin fährt sie dann selbst zum Pfarrer und klagt ihm vor. Dieser ist sehr erschrocken, als er das Kind sieht und bringt es ins Armenhaus zurück.

„Weib!“ fährt er die Stapsner an, „wenn Du das Mädchen nochmals mißhandelt, so sollst Du auch Deine Strafe kennen lernen. Einsperren lasse ich Dich.“

„So, mich wollen Sie anklagen?“ ruft diese, „statt daß Sie den ungehorsamen Fraß strafen. Wo ist denn da noch ein Recht? Läuft der Balg bei Nacht und Nebel davon, was kann ich denn dafür?“

„Und das?“ der Pfarrer weist auf den verbundenen Arm der Kleinen.

„Das hat sie sich selbst gethan, sie wird sich geschürt haben beim Hinaussteigen. Sehen Sie, Herr Pfarrer, die Steine vor dem Fenster sind blutig.“

Wirklich, das Weib hat recht, und doch hat ihm Felice selbst gesagt, daß es die Stapsner that. Er nimmt nun die Kleine zu sich in den Garten hinaus und redet ihr ernst aber freundlich zu, in Gehorsam bei ihrer Pflegerin auszuharren.

Als der Pfarrer dieses Mal geht, weint das Kind nicht mehr; es sind bereits verworrene Ideen in ihrem Kopfe von Recht und Unrecht, sie gewöhnt sich an die unverdienten und verdienten Schläge, wird gehässig gegen die Stapsner und sucht diese so oft zu ärgern, wie es ihr nur möglich ist. Monate sind vergangen, seitdem sie hier weilt. Ihre einst so schöne und gesunde Gesichtsfarbe hat sich in ein gelbliches Grau verwandelt, der freundliche Zug um den Mund ist verschwunden, und der Ausdruck ihres blauen Auges fängt an, dem der irren Ge zu ähneln. Auch in der Bewegung der Kleinen liegt eine lästige Müdigkeit, die sie früher nie befehlen. Ihr Gesicht ist stets beschmutzt, und das einst seidnartige Haar hängt ungeflochten und kruppig um das magere jetzt unschöne Gesicht der Kleinen. Die Klagen der Stapsner über die Unarten des Kindes bringen immer öfters zum Pfarrer und Lehrer. Felice scheint fühllos geworden zu sein, sie weint nicht mehr, fängt aber an, die Schimpfworte, die sie hört, auf die Stapsner anzuwenden. Es ist häßlich wie das Kind fluchen kann, und häßlich, wie trüg und geistlos es oft stundenlang ins Leere starrt. Man sieht es nie mehr im Dorfe; denn es leidet in letzter Zeit an epileptischen Krämpfen. Kathinka Pöcher sagt, daß sie diese Krämpfe infolge des Hungers und der schlechten Behandlung habe. Aber so oft Felice gefragt wird, ob man sie schlägt, sagt sie: „Nein!“ und schaut schen nach der Stapsner um. Diese grinst und denkt: Ich habe sie mürbe gemacht. Mit andern Kindern kommt sie nur selten zusammen; denn diese läßt sie seit ihrer Flucht nach dem Schlosse nicht mehr aus dem Garten. Von weitem schaut sie manchmal auf die spielenden Buben und Mädchen. Hin und wieder

ist sie hinausgeschlichen, sich ihnen zu nähern und hat versucht, sich in ihren lustigen Kreis zu mengen, aber sie ist so unsauber, daß die anderen sie nicht bei sich dulden wollen. Für Musik ist sie sehr empfänglich. Ziehen Spielleute durchs Dorf, so kann auch diese sie nicht mehr halten, sie läuft davon, obwohl sie weiß, daß sie deshalb Schläge und Schelte bekommt. Die Musik lockt sie unwiderstehlich, es ist, als ob eine geheime Macht sie zöge. Eines Nachmittags sitzt sie wieder unter dem verkrüppelten Zwetschgenbaume, sie hat die Hände um die magere Kniee geschlungen und schaut in die Zweige hinauf, ein paar lustig zwitschernden Vögeln zu.

„O, wenn ich doch auch Flügel hätte, damit ich in die Stadt könnte!“ seufzt sie. Da fährt sie zusammen, ihr Gesicht verwandelt sich, die Züge sind plötzlich wie verklärt. Sie hört in der Ferne vom Dorfe herauf Musiköne bis zu ihr bringen. Rasch springt sie auf, wirft einen flüchtigen Blick zurück aufs Haus, klettert behende über den Zaun und läuft dem Dorfe zu. Je näher sie kommt, desto deutlicher wird die Musik, desto rascher ihr Lauf. „O, —“ ruft sie verwundert.

Das Dorfsträßchen herauf kommen seltsame Gestalten, wie sie solche noch nie gesehen. Vorne traben vier kleine Pferde; auf ihnen sitzen ohne Sattel Kinder in rothen enganliegenden Höschen und himmelblauen mit Silberfransen besetzten Jäckchen. Sie halten die gelben Zügel fest in den Händen und schauen keck auf die sie anstarrenden Kinder und Erwachsenen. Dann kommen zwei magere Esel und zuletzt vier große Pferde, auf denen Männer in demselben wunderlichen Anzug wie die Kinder sitzen; sie haben Trompeten und Pfeifen und blasen, was sie können. Ihnen folgt ein Knabe mit einer großen Trommel, auf die er fortwährend schlägt. Die Truppe macht vor dem Lammwirth Halt. Auf dem großen freien Wiesenplatze neben der Straße stehen mehrere bunte, häuschenartige Wagen; um diese herum sitzen die Weiber, die ein Feuer angezündet haben, und kochen. Andere bücken sich über den kleinen Fluß, der die Wiese durchzieht, und waschen Kleidungsstücke, während große und kleine Hunde unter den Wagen liegen und mit aufmerksamen Augen auf ihre blasenden Herren schauen, wovon einer mit lauter Stimme ruft, daß heute Abend auf der Wiese vor dem Lammwirth große Vorstellung in der höheren Reitkunst und Besteigung des hohen Seiles stattfinden werde. Nach beendigtem Ausruf und Einladung zur Vorstellung spielt auf der Wiese eine große Drehorgel, ihre schrillen, aber nicht unschönen Töne locken Felice hin, sie staunt das Instrument an, das ein kleines Mädchen in ihrem Alter dreht.

„Wo kommst Du her?“ fragt Felice neugierig.

„Von der Stadt,“ antwortete das Mädchen gähmend zurück und hört zu drehen auf.

Während Felice noch immer die Wagen, die Hunde und die Pferde anschaut, bemerkt sie, daß das Mädchen, mit dem sie

vorher sprach, ihr lächelnd ein Zeichen macht, daß sie zurückschauen soll. Sie wendet sich und sieht zu ihrem Schrecken über die Wiese die Stapfner mit drohenden Gebärden auf sie zuhumpeln. Felice springt davon. Die Alte läuft ihr laut fluchend nach. Unter dem Lachen der Umstehenden geht das Entweichen des Kindes und das Nachjagen der Stapfner vor sich. Ein Bauernjunge fängt die athemlose Kleine endlich ein und übergibt das sich heftig sträubende Kind der Stapfner, die es mit sich fortreißt. Felice bekommt Schläge und kein Mittagsmahl. Sie weint nicht darüber, sondern schaut mit listigen Blicken nach dem Fensterriegel. Es wäre wohl leicht zu öffnen, aber diese hat seit der Flucht der Kleinen eine Art von Zaun mit spitzen Nägeln vor dem Fenster errichtet. Sie schaut ihn lange an, dann wendet sie ihren Blick nach der Thür, da fällt ihr plötzlich etwas ein. Sie nimmt den Schemel, trägt ihn zur Thür, steigt hinauf und faßt mit dem Händchen nach dem jetzt leicht zu erreichenden Riegel. Ein Triumph leuchtet in ihrem Gesicht auf. Als kurz nachher die Stapfner eintritt, schaut sie wieder verbrossen und stumpfsinnig zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Kunst seinen Durst zu stillen.

Von Dr. Heinrich von Kleinstadt.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.)

Setzt man sich aber in erhitztem Zustand einem Lustzuge aus, so wird die Verflüchtigung des Schweißes nicht mehr allein durch das Nervensystem reguliert; die Luft führt den Schweiß fort und verarbeitet ihn in stärkerer Quantität als nöthig wäre; ist dieselbe sehr stark, so zieht man sich Rheumatismus, Brustfellentzündung u. s. w. zu. Man sieht also daraus, je mehr Wasser an der Oberfläche der Haut, desto mehr transpiriert man.

Nicht das genossene Wasser ist gefährlich, sondern die Außenluft, welche den erhitzten Körper überfällt. Jede Gefahr schwindet, wenn man, statt sich unbeweglich zu verhalten und stehen zu bleiben, weiter geht. Die Bewegung, welche man sich verschafft, bringt von neuem Wärme und Schweiß hervor.

So kann man auf einem Balle, selbst wenn man erhitzt ist, ruhig trinken oder Eis essen, ohne etwas Nachtheiliges befürchten zu müssen, nur darf man sich nicht der Kälte aussetzen. Aber wenn auch von diesem Gesichtspunkte aus der Genuß kalter Getränke als nicht gefährlich betrachtet werden kann, so ist derselbe dennoch nicht zu billigen und in den weitaus meisten Fällen durchaus zu verurtheilen.

Wir haben bereits gesagt, daß die Einführung kalter Getränke einen starken Zufluß von Wärme nach der Oberfläche des Körpers veranlaßt. Nun wird einem jeden, der sich nur etwas mit den modernen Fortschritten der Physik vertraut gemacht hat, bekannt sein, daß Wärme und Kraft gleichbedeutend

sind; auf die Außenseite des Körpers Wärme herbeiführen, heißt ihn schwächen. Jedes getrunkene Glas Wasser repräsentiert ein Kapital von Kraft das wir durch eigene Schuld vernichten — wir bemerken, daß die Trinker sehr bald müde werden, während die Enthaltfamen, obwohl sie unter dem Durste leiden, sich aber hüten zu trinken, ihre Kräfte konservieren und ans Ziel gelangen.

Nicht oft genug kann man wiederholen, daß zu vieles Trinken den Körper schwächt, derselbe wird hierdurch für Krankheiten empfänglicher gemacht und man sieht sich durch übermäßiges Trinken von den im Sommer so zahlreichen epidemischen Leiden bedroht.

Uebrigens stillt vieles Trinken auch nicht den Durst. Wer hat nicht schon bemerkt, daß man einen um so größeren Durst verspürt, je mehr man trinkt; die Erklärung dafür liegt sehr nahe. Der Durst kommt vor allen Dingen von einer bedeutenden Verminderung des wasserhaltigen Theiles des Blutes. Nun verliert man aber bei der großen Hitze durch Schweiß mehr, als man durch die genossene Flüssigkeit dem Körper wieder zuzuführen in der Lage ist, da man in einer Stunde zwei bis drei Pfund Schweiß verlieren kann. Der Magen ist nicht imstande, eine gleiche Menge Flüssigkeit zu vertragen, es ist also der Verlust an Flüssigkeit größer, als der Gewinn, und zwar um so mehr, als das genossene Wasser kälter ist und dadurch einen reichlicheren Schweiß hervorbringt. Es liegt also klar auf der Hand, daß der Durst im Verhältniß größer wird, weil die im Blut absorbierte Quantität Flüssigkeit sich immer mehr verringert. So erklärt man sich auch, warum man einen immer stärkeren Durst empfindet, sobald man getrunken hat, und warum das Eis und die angeblich durststillenden Getränke, nachdem sie den Durst für den Augenblick zwar gelöscht, denselben unmittelbar darauf um so stärker reizen.

Die vorangegangenen Betrachtungen zeigen uns, in welcher Weise man trinken muß, um seinen Durst zu stillen. Trinken muß man, das ist gewiß, aber man muß vermeiden, dabei in Schweiß zu geraten. Man muß warten, bis der Körper sich nicht mehr in Transpiration befindet, damit der Schweiß nicht bei der geringsten Erregung entweicht und das dem Blute nothwendige Wasser nicht entfliehen läßt; man darf nicht zu kalt trinken, damit die Reaktion des Blutes an der Oberfläche die wasserhaltigen Absonderungskanäle nicht in Thätigkeit setzt; man muß schließlich etwas feste Nahrung zu sich nehmen, um die Erregung der Kälte im Magen zu mildern und die Transpiration zu vermindern. In heißen Ländern trinkt man fast nur vermittelst eines Strohhalmes; die Flüssigkeit fließt bequemer und ruhiger, ohne das Blut zur Haut zurückzubringen, und man stillt auf diese Weise auch besser seinen Durst. Es kann nicht warm genug empfohlen werden, nur in kleinen Schlucken zu trinken, anstatt sich große Massen kalten Wassers in den Magen zu jagen.

Daß die Behauptung, die meisten Menschen verstehen nicht zu trinken, sehr wahr ist, zeigt uns, daß man im allgemeinen während des Sommers magerer wird; der durch den Schweiß herbeigeführte Verlust vermag bei weitem nicht den durch die genossenen Getränke erzielten Gewinn zu kompensieren. Man hat Personen, welche viel tranken, gewogen, und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß dieselben bei starker Hitze täglich bis 1500 Gramm verloren hatten; ja man kann sogar noch weiter gehen und behaupten, daß eine jede Person, die im Sommer magerer wird, nicht zu trinken versteht und insolgedessen noch weniger ihren Durst zu stillen vermag.

Wir wollen das vorstehend Gesagte hier nochmals mit wenigen Worten wiederholen.

Man meide allzu kalte Getränke und trinke nur langsam und so wenig wie möglich, ohne zu essen. Man fliehe die Zugluft und bleibe, wenn man in erhitztem Zustande getrunken, nicht unbeweglich stehen oder sitzen. Wenn das Verlangen zu trinken, unerträglich wird, so vermindere man das Leiden, indem man den Speichelfluß vermehrt; zu diesem Zwecke genieße man einen säuerlichen Bondon oder nehme einen festen Gegenstand, z. B. einen kleinen Kieselstein in den Mund.

Auf Märchen und Landpartien warte man, ehe man trinkt, eine gute Viertelstunde, damit die von der Ermüdung erzeugte Transpiration erheblich vermindert wird; dann trinke man und warte wieder eine Viertelstunde bevor man weiter geht. So wird man ohne Gefahr seinen Durst stillen, so werden die Kräfte des Organismus sich nicht vermindern und der erfrischte Körper wird bis zum nächsten Aufenthalt wieder etwas zu leisten imstande sein.

Diese anscheinend ganz einfachen Vorschriften sind äußerst wichtig. Eine Krankheit befällt vor allen die geschwächten Organismen, und ohne Sinn und Verstand trinken, heißt mit Gewalt seinen Körper schwächen.

**Gemeinnütziges.**

**Gurgel- und Mundwasser.** Ist die Pflege des Mundes und der Zähne schon für den gesunden Menschen im Interesse der Reinlichkeit sehr empfehlenswert, so ist sie beim Kranken im Interesse seines Befindens absolut notwendig und daher nicht zu unterlassen. Wir sprechen hier zunächst von dem gewöhnlichen Ausspülen des Mundes und dem Ausgurgeln des Rachens. Jeder bettlägerige Kranke, besonders jener, welcher längere Zeit durch die Nase athmet, wird durch einen süßen Geruch aus dem Munde verrathen, daß Fäulnis oder Gährungsprozesse in seinem Munde statt haben. Die Pflegerin halte daher ihren wie immer gearteten Kranken an, öfters des Tages, sicher aber nach dem Speisen, sich mit einfachem Wasser, oder mit einer Lösung von kohlen-saurem

Natron, ein Kaffeelöffel voll auf ein Glas Wasser, auszugurgeln und den Mund auszuspülen. Die saure Gährung im Mund und Schlund wird dadurch bekämpft. Bei gewissen, fieberhaften Erkrankungen z. B. Typhus, wo der Kranke das nicht mit Bewußtsein selbst thun kann, ersehe man die Prozedur dadurch, daß man mit einem Pinsel, in das entsprechende Medikament getaucht, die Mundhöhle ausspülfelt. Borax, in Wasser gelöst, eignet sich für viele Zustände, besonders bei der sogenannten Mundfäule der Kinder, zum Ausspülen des Mundes. Ein sehr übliches Medikament bei verschiedenen Halskrankungen, in Form eines Gurgelwassers verordnet, ist das klor-saure Kali 8 bis 10 Gramm auf ein Glas Wasser. Hyper-mangan-saures Kali, Salzsäure-saures Natron, Salzsäure in Wasser gelöst, sind bei zersetzenden und übertriebenden Prozessen im Halse ebenfalls empfohlene Gurgelmittel. Als Mundwasser zum gewöhnlichen Gebrauch ist besonders zweckmäßig, das sogenannte Salizyl-Mundwasser, das antiseptisch und in milder Weise auch abstringierend wirkt. Mit dem Gebrauch der Zahnbürste belästigt man Schwerkranken nicht. Ein Abwaschen der Zähne mit einer feuchten Kompresse wird den Dienst thun. Bei manchen Kranken, besonders Kindern, gebe man sich Mühe, ihnen das Ausgurgeln zu lernen, falls sie es nicht können, indem man sie zu fleißigen Versuchen anhält. Sehr gebe man aber Acht, daß das Kind oder der Kranke während des Ausgurgelns nicht gestört werde.

Der Honig als Heilmittel. Der „Elsaß-Lothringische Bienenzüchter“ berichtet: Eine Frau hieselbst überschüttete ihrem zwei- bis dreijährigen Kinde das Gesicht mit glühend heißem Fette und wurde die eine Hälfte des Gesichtes vollständig verbrannt. Da die Frau aber kein anderes Mittel zur Hand hatte, nahm sie unwillkürlich ihre Zuspucht zum Honigtöpfe und machte Aufschläge von Honig. Ihr Vertrauen wurde reichlich belohnt, denn nach einiger Zeit war die Wunde geheilt, ohne auch nur ein kleines Mal zu hinterlassen.

Durchfall beim Kanarienvogel zu heilen. Leiden Kanarienvogel an Durchfall, so bestreiche man den After derselben mit bestem Salatöl, lege einen rostigen Nagel in das Trinkwasser und gebe einige Tropfen herben Rothwein dazwischen.

Linoleumteppiche zu behandeln. Linoleumteppiche reinige man mit lauwarmem Seifen- oder Sodawasser und bohne sie wie Parketböden.

**Humoristisches.**

Gute Freundinnen. Anna: „Gestern war mein Geburtstag und mein Karl beschenkte mich mit einer reizenden Kette von Perlen; herrlich, für jedes Jahr eine Perle!“ — Paula: „Wie nobel, eine so lange Kette!“

Weiblicher Geschäftssinn. Besucher (im Wohlthätigkeitsbazar): „Gut, mein Fräulein, ich gebe Ihnen für die Blumen ein Zwanzigmarkstück, da sie ein so wunderbares Auge haben.“ — Dame (Verkäuferin): „Ach bitte, mein Herr, ich habe ja zwei!“

Abgeführt. Erste Frau: „Mein Mann ist das Muster eines Ehegatten; er hält mir Pferd und Wagen!“ — Zweite: „Das hat meiner nicht nötig, der trägt mich auf Händen!“

Der feine Hofmeister. „Können mir Hoheit sagen, was mit dem Rest der zehntausend Griechen unter Führung Xenophons geschah?“ — Prinz (schweigt). — Hofmeister: „Ganz richtig, Hoheit, darüber schweigt die Geschichte!“

Heimgeschick. Gattin: „Fritz, der Arzt hat mir gesagt, ich bedürfe dringend einer

Klimaveränderung.“ — Gatte: „Das trifft sich ja herrlich! Da lese ich eben in der Wetterprognose, daß es morgen wenigstens 6 Grad kälter sein wird; mehr kannst Du doch nicht verlangen!“

Blick in die Zukunft. Kaufmannsrau (zu ihrem Manne, wohlgefällig die Tochter betrachtend, die sich am Klavier vom Buchhalter den Hof machen läßt): „Du, ich glaube, aus den Beiden kann mit der Zeit noch ein Paar werden.“ — Mann: „D, noch etliche Paare.“

Ein treuer Diener. Erster Diener: „Warum packst Du denn die Zigarren Deines Herrn in die Stiefel?“ — Zweiter Diener: „Sehr einfach, weil der Herr, wenn er's in Ostende merkt, zu mir sagen wird: Kameel, wie kann er sich so was unterstehen, jetzt kann er die Zigarren selber rauchen!“

Probat. Gnädige: „Herr Doktor, ich fühle mich gar nicht gut.“ — Doktor: „So, so. Wie geht's denn mit dem Appetit?“ — Gnädige: „Appetit hab ich.“ — Doktor: „Hm! Und schlafen Sie gut?“ — Gnädige: „Ja, ich schlafe ganz regelmäßig.“ — Doktor: „Und trinken Sie mit Durst?“ — Gnädige: „Auch das.“ — Doktor: „Sonderbar, sonderbar. Na, ich werde Ihnen ein Pulver verschreiben — in 24 Stunden ist das Alles weg.“

**Andacht.**

Nicht seh' ich um den Segen ew'gen Glückes,  
Nicht seh' ich um ein flüchtig' Erdengut.  
Gieb, Gw'ger, nur in Stürmen des Geschickes  
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!  
Den Pfad des Rechtes laß mich ewig schreiten,  
Ob still die Luft, ob wild die Stürme weh'n,  
Und eines gieb mir, Gott, zu allen Zeiten:  
D, die ich liebe, laß mich glücklich seh'n.

Nur der ist arm, der einsam zieht die Pfade,  
Von dem hinweg der Liebe Engel steh'n.  
Dir, Schicksal Dank! Du hast in Deiner Gnade,  
Der Lieb' und Freundschaft Segen mir verlieh'n!  
D, Alle, die mir Liebe je gespendet,  
Auf Blumenauen laß sie ewig geh'n,  
Daß nie ihr Glück und ihre Wonne endet,  
D, die ich liebe, laß mich glücklich seh'n.

Sieh, ihre Freude will ich jubelnd theilen,  
Mich soll bewegen, was ihr Herz bewegt;  
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,  
So lang' sie mild die Hand der Liebe pflegt!  
An ihrer Freude soll mein Herz sich sonnen,  
Wenn welkend meines Glückes Blumen steh'n,  
Und ihre Wonne seien meine Wonne:  
D, die ich liebe, laß mich glücklich seh'n!

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:  
Mauerblümchen.

**Meinen Mitmenschen**

welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-schwäche, Appetitmangel zc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hieron befreit wurde.  
Rastor a. D. Kypke in Schreiberhan Kiefengebirge. 22160

**Wassersucht**

welche unfehlbar zum Tode führt, findet schmerz- u. gefahrlose Beseitigung auf natürl. Wege. — Rath gratis u. franco durch Friedrich Meyer, Münster i. Westf., Salzstr. 56.



**Vogelliebhaber**  
erhalten geg. 50 Pfg. Briefmarken m. neuest. Preisbuch m. 50 naturgetr. Abbild. v. Vögeln und Tauben nebst Anleit. z. Pflege u. Zucht.  
GUSTAV VOSS,  
Hoflieferant, Köln.